

Weg von hier – Teil III

„Drum prüfe, wer sich (ewig) bindet.“

F. Schiller. Das Lied von der Glocke.

Weg von hier!

Teil III

„Drum prüfe, wer sich (ewig) bindet“ (Schiller)



Im Juli 2024
Detlef Zeiler
Gegenwartsforscher

© 2024 Detlef Zeiler

Weg von hier

Teil III

ISBN: 978-3-384-28810- (Paperback)

1. Auflage 2024

Verlag und Druck: tredition GmbH, Halenstraße 40-44, 22359 Hamburg

www.tredition.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für elektronische und sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte biografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Vorwort:

Ich bin jetzt 72 und nehme mir die Zeit, zurückzuschauen. Vielleicht sollte das jeder einmal tun, wenn er es schafft, der Muße etwas Raum zu geben. Vielleicht geht es ihm dann genauso wie mir. Man erschrickt oder lacht über frühere Dummheiten! Oder man wundert sich, dass andere genau die Fehler wiederholen, die man selbst einmal gemacht hatte. Ich werde hier einige erwähnen. Vielleicht kann man aus meinen Fehlern lernen.

Eine zentrale Figur in meinem Leben war für einige Jahre Johannes, den ich bereits in Teil I und II dieser kleinen Geschichten aus meinem Leben erwähnt habe. Johannes ist 2015 gestorben. Ich werde ihn, den viele am liebsten aus dem Gedächtnis streichen wollen, ab und zu in diese kleinen Geschichten aus meinem Leben einbinden – und damit vielleicht vor dem völligen Verschwinden bewahren. Johannes war ein guter Freund. Aber wir hätten uns früher trennen müssen, denn es war klar, dass ich ihm nicht helfen konnte. Er konnte seine Erfahrungen aus Afrika nicht verarbeiten, die ihn in eine Art „Wahn“ und mich in unnötige Ängste getrieben hatten. Bei allen, die ich dadurch falsch beurteilt habe oder hier nicht korrekt genug darstelle, möchte ich mich entschuldigen.

Mit diesen kleinen und subjektiven Rückblicken beende ich die Reihe „Weg von hier!“ und lasse die Vergangenheit hinter mir, die mich lange genug bedrückt hat. Das Leben geht weiter. Die Zukunft ist offen!



Johannes und meine Frau Elena waren 2001 mit mir in Freudenberg bei meinem damals 81-jährigen Vater, der ein großes Plaudertalent besaß. Mein Vater starb 2013, Johannes 2015.

Zurück in Heidelberg

Es war im Herbst 1978. Zurück in Heidelberg konnte ich meine Zweizimmer-Wohnung im kleinen Hinterhaus Neckarstaden Nr. 18a wieder beziehen.

120.- DM Miete für ein ruhiges Zwei-Zimmer Zuhause mit einer kleinen Wiese und einem Kirschbaum vor der Türe, heute wären das 60.- Euro! Und das mitten in der Stadt. Welch ein Luxus, vor allem, weil man damals seine Wohnung nicht abschließen musste! Es gab noch das beruhigende Gefühl von Sicherheit, auch ohne Bezug auf einen wehrhaften Rechtsstaat.



Keiner meiner Freunde hatte damals seine Wohnung oder sein Zimmer abgeschlossen. Wir fühlten uns sicher.

Die mechanische Nähmaschine, die ich von meinem Vater bekommen hatte, war allerdings nicht mehr da. Aber die Studentin, die während meiner Reise als Zwischenmieterin in der Wohnung untergekommen war, konnte mir nicht sagen, wieso die weg war.

Die 80er Jahre waren das Jahrzehnt, in dem ich noch frei über meinen weiteren Lebensweg hätte entscheiden können, wenn ich nicht Maggy M. über den Weg gelaufen wäre, die es aus Kiel ausgerechnet hierher verschlagen hatte.

Es war eine Feier von Studenten der Pädagogischen Hochschule, auf der ich sie getroffen habe. Johannes und ich waren eingeladen. Von wem, das weiß ich nicht mehr. Wir fanden es beide angenehm, dass wir die meisten Leute an dem Abend nicht kannten. Wir waren entspannte Gäste, genossen es, dass in dieser neuen studentischen Szene Politik kaum noch ein Thema war. Vor unserer Reise war so was fast unmöglich, denn Heidelberg war damals eine studentische Kleinstadt, in der so gut wie jeder jedem schon mal über den Weg gelaufen ist. Und es funkte immer ein politisches Thema ins Gespräch, bei dem man sich irgendwie rechtfertigen oder positionieren musste. Es gab noch keine Smartphones, sodass man die Gesichter der Vorübergehenden noch bewusst wahrnahm und sich merken konnte. Und damit wusste man ihn oder sie einzuordnen. Ich erinnere mich daran, wie ich manchmal so tat, als hätte ich den einen oder anderen gerade nicht gesehen, bin wie zufällig auf die andere Straßenseite gelaufen.

Wir schauten an diesem Abend mehr zu, als dass wir uns ins Getümmel warfen, tanzten oder Leute ansprachen. Zwei Frauen haben mir gefallen, beide schlank und etwas kleiner als ich. Beide hatte ich schon mal gesehen. Die blonde Studentin in einer Wohngemeinschaft in der Hauptstraße, direkt über dem Gloria-Kino. Die andere, eine Brünette, gefiel mir genauso, obwohl sie ein etwas strengereres Gesicht hatte. Johannes fragte mich grinsend, welche der Beiden ich ansprechen wolle. Er hatte wohl meine Blicke verfolgt. Ich versuchte es bei der Blondinen, vor allem weil mir ihr Gesicht bekannter vorkam. Ich hatte sie bei einer früheren Freundin gesehen, die in der besagten WG über dem Gloria-Kino wohnte. Und genau mit dieser Nachfrage habe ich die Blonde angesprochen: „Wohnst du nicht bei Monika P.?“ Darüber kamen wir ins Gespräch. Dass sie auch Monika heißt, wie meine frühere Freundin, darüber mussten wir lachen. Zwei Monikas in einer Wohnung, das sei der Grund, dass sie nur mit Maggy angesprochen werden wolle. Zwecks Unterscheidung. Sie erzählte mir von ihrem Studium an der Pädagogischen Hochschule und davon, dass sie mich auch schon vom Sehen her kenne. Sie kannte auch Anouk, das schlanke kleine dunkelhaarige Mädel, das oft in der Wohnung auftauchte, jetzt aber tot war. Anouk hatte sich erhängt. Das wusste ich nicht. Drastische Ereignisse führen leicht in ein intensives Gespräch. Maggy hatte gehört, dass der Selbstmord mit ihrem Vater, einem strengen Lehrer oder Schuldirektor, zusammenhang. Und Aufhängen sei so was von demonstrativ! Maggy interpretierte es als Protest gegen den Vater. Vielleicht war es Protest, vielleicht waren es aber auch die Drogen, die Anouk

genommen hatte und von denen sie nicht mehr loskam. Ich hatte Anouk früher oft im Cave getroffen, der berühmten Musik-Keller-Bar in der Krämergasse 2, wo sie immer ausgelassen tanzte. Für ein Gespräch war es zu laut. Oder hatte ich mich nicht getraut, sie anzusprechen? Könnte auch sein.

Maggy

Ich bin dann mit Maggy in ihre WG in der Hauptstraße gegangen und über Nacht dort geblieben. Mein Fehler. „Du hattest die Wahl!“ meinte Johannes später, als ich ihm davon erzählte, wie ernst Maggy das Ganze sofort nahm, obwohl sie gerade noch mit einem Musiker zusammen war, der durch die Lande zog und in ihrer WG Zwischenstation gemacht hatte. Der Typ war gerade weg, da lief sie mir schon hinterher, wenn ich abends länger in der Wohngemeinschaft meiner früheren Freundin Bettina blieb. Aber nicht die Eifersucht störte mich anfangs sonderlich, es war eher die Vernachlässigung ihres Studiums an der PH, das sie, jetzt, wo wir uns gerade kennengelernt hatten, von einem Tag auf den anderen abbrach. Ich war schockiert. Ein Dozent hatte ihr gesagt, sie müsse mehr Geige und Klavier üben und sich nicht auf ihr gutes Aussehen verlassen – oder so ähnlich. Jedenfalls hatte sie sich furchtbar über diesen „Macho“ aufgeregt und ist danach nicht mehr zur Pädagogischen Hochschule gegangen. Der Vater, ein Apotheker in Kiel, zahlte ja weiter, hatte ihr nur die Grenze von 27 Jahren gesetzt; danach würde er seine Zahlungen beenden. Im Nachhinein denke ich, die ganze Familie war froh, dass Maggy hier im Süden und damit weit weg war. Maggys Mutter hatte mir einmal Tagebuchaufzeichnungen gezeigt, in denen das Kind als widerspenstig und schwierig dargestellt war. Sie schien sich zu wundern, dass ich Interesse für sie gezeigt hatte – und führte es auf eine gezielte „Verführung“ und das gemeinsame Kind zurück.

Maggy war jetzt für die Frauenbewegung, Feministin, zwar nirgends aktiv, so wie meine frühere Freundin Bettina, die den Frauenbuchladen mitbegründet hatte, aber auf alle Fälle gegen solche „Machos“ wie in der PH. Ihr Vater zahlte ihr tatsächlich weiter den Unterhalt (bis sie 27 war).

Aber mich schien diese „Beziehung“, in der sie ohne eigenen Kompass verblieb, zu bedrohen und ich beschäftigte mich lieber mit den Freunden in meiner neuen Wohngemeinschaft in der Friedrich-Ebert-Anlage. Dort gab es nur ein Problem: Wer macht den nächsten Abwasch in der Küche oder saugt den Gemeinschaftsraum. Ansonsten hatte jeder sein eigenes Leben. Gerhard übte oft an seinem Bass und Astrid spielte Saxofon. Mit

Petter schrieb ich nebenbei ein Drehbuch, eine Geschichte, in der unsere Stadt von saudischen Scheichs aufgekauft wurde und wir über einige Umwege herausbekamen, dass die Stadt Heidelberg in einer Wüste liegt und der Neckar im Kreis um die Stadt herum fließt. Am Ende durchschneidet unser Detektiv eine Landwand an der Neckarwiese in Richtung Rheinebene und stellt fest, dass die Heidelberger in einer inszenierten Scheinwelt lebten ohne dies zu merken. Das Leben ging dennoch weiter, den Leuten war's egal. Den Film hatten wir in Super-8 gedreht, einem heute nicht mehr benutzten Format. Ein Freund erzählte mir später, der Plot sei geklaut und leicht abgewandelt in einem bekannten Kinofilm übernommen worden.

(Petter lebt nicht mehr; die zwei „t“ in seinem Vornamen sind korrekt, so wurde er genannt. Unsere Idee wurde tatsächlich in einem Kinofilm aufgegriffen. Ich erinnere mich, dass dort eine Lampe vom Himmel gefallen ist. Dass Menschen gerne in irgendwelchen Fiktionen leben und sich mit Alltagstrott und Gerüchten zufrieden geben, die für Aufregung sorgen, der Gedanke verfolgt mich bis heute. Schon als Flüchtlingskind blickte ich oft „von außen“ auf die Abläufe um mich herum, machte aber ganz gut mit oder tat fast übertrieben so „als ob“, d.h. als ob ich dazugehöre. Wieso der Begriff „Heimat“ bei vielen altbacken oder „nationalsozialistisch“ klang, habe ich nicht verstanden. Mir gefiel er, ich hätte gerne so etwas wie Heimat gehabt, während die meisten meiner Freunde Weltbürger sein wollten und dennoch – bis auf Johannes - in ihren kleinen, alltäglichen Kreisläufen verschwanden? Jahre später habe ich einmal in einem „Heimatmuseum“ mitgearbeitet, versucht, dort eine Beitrag zu leisten und dabei Fuß zu fassen; aber das wurde mir nicht gedankt. Ausgerechnet die Leitfigur dieser Gruppe wollte mich nicht dort haben, mobbte mich, obwohl ich zwei heimatkundliche Filme für das Museum erstellt hatte. Irgend ein Gerücht aus dem diversen Angebot an Gerüchten, die mich seit Ende der 90er Jahre begleiteten? Ich konnte nur spekulieren. Ich gehörte einfach nicht dazu. Später vielleicht mehr dazu. Vielleicht auch nicht.)

Alles schien zu Beginn der 80er Jahre OK. Jeder in unserer Wohngemeinschaft hatte ein Ziel. Ab und zu gab es ein gemeinsames Essen in der Küche. Ansonsten wurde improvisiert. Das gemeinsame Telefon hing im Gemeinschaftsraum an der Wand, die rechts und links mit Telefonnummern und coolen Sprüchen bekritzelt war.

Das Dumme für mich war nur, dass Maggy andauernd ungebeten vorbeikam und keiner meiner Freunde es schaffte, sie draußen zu halten. Sie schrie und tobte vor der Tür so lange, bis keiner unserer kräftigen Türhüter es mehr ertrug. Ich denke, selbst der **dritte Türhüter** aus Kafkas Parabel „Vor dem Gesetz“ (1915), von dem der erste Türhüter sagte, dass er nicht einmal dessen Anblick ertragen könnte, hätte sie abhalten können! Keiner schaffte es, sie draußen zu halten, egal welche Notlüge man vorgab: Ich sei nicht da, ich müsse lernen. Letzteres stimmte ja auch, denn ich war dabei, mein zweites Staatsexamen hinter mich zu bringen und versuchte, meine Examensarbeit zu einer Doktorarbeit bei Professor Dieter Groh im Fach Geschichte auszuweiten.

Das zweite Examen habe ich trotz ihrer aufdringlichen und peinlichen Besuche irgendwie geschafft, aber mit der Doktorarbeit, das wurde nichts, denn Maggy hing mit all den dramatisierten kleinen Weltkriegen, die sie mit dieser Frau oder jenem Mann führte, wie eine Klette an mir. Einen großen Karton voller Scripte und Exzerpte habe ich längst entsorgt. Vielleicht hätte ich den Absprung geschafft, wenn sie nicht instinktiv ein Mittel angewandt hätte, das Eindruck auf eine schwache Seite in mir machte, die ich bis dahin noch nicht entdeckt hatte: Sie nahm ihre teure Geige, ein Familienerbstück, in die Hand, schmiss sie auf den Boden und trampelte so lange auf ihr herum, bis sie in Stücke auf dem Boden lag. Ich war schockiert. Als ich tags darauf wieder zur Besinnung kam, nahm ich die Reste der Geige und ging zum Geigenladen in der Friedrich-Ebert-Anlage, um den Geigenbauer dort zu bitten, das zerdepperte Instrument zu reparieren. Die Reparatur kostete mich 800.-DM, Geld, das ich erst wieder durch einen Beitrag für den Südwestfunk verdienen musste. Ich hatte schon seit einigen Jahren Hörfunk-Features zusammengestellt, um meine Ausgaben zu decken.

Hätte ich gewusst, welche Folgen meine Arbeit für den Südwestfunk-Baden-Baden später hatte, hätte ich lieber – wie schon einmal – nebenher als LKW-Fahrer gearbeitet. Oder wie Johannes bei der Schnakenbekämpfung in der Rheinebene.

In einigen dramatischen Gesprächen unter Beteiligung meiner Wohnungsgenossen waren wir schließlich so weit gekommen, dass eine Trennung von Maggy und mir das Beste für uns beide sei.

Da bekam ich einen Brief vom Kreiswehrersatzamt: Ich wurde aufgefordert, mich jetzt nach meinem Studium zum Wehrdienst oder zu einem Ersatzdienst zu melden. Ich hatte aber bereits Ersatzdienst in einem Heidelberger Kindergarten geleistet. Offensichtlich wollte man das nicht anerkennen. Und jetzt zur Bundeswehr? Mit Sicherheit war das ein Versuch meines Schutzengels, mich vor einem Unglück zu bewahren, mir die Freiheit und ein glückliches Leben zu schenken. Geh los! Du bist erst 27! Ab zur Bundeswehr! Danach bist du frei! Aber mein Trotz hat gesiegt und ich weigerte mich, hier den Hinweis einer höheren Gewalt zu sehen und zur Bundeswehr oder einem zweiten „Ersatzdienst“ zu gehen. Es wäre das Beste für mich gewesen. Ich wäre Maggy auf einen Schlag los gewesen.

(Dass ich auch einfach hätte vorgeben können, ich sei schwul, das ist mir, wie so vieles in meinem Leben, zu spät eingefallen. Meine Intuition war damals noch nicht auf die Instinkte von Tricksern gefasst, denen Worte nur für den Moment gelten oder die Interessen hinter wohlklingenden Ideen verstecken.)

Da ich Ende Dezember, also in wenigen Wochen Geburtstag hatte, und da ich nur bis zum 28. Lebensjahr eingezogen werden konnte, beschloss ich, bis zur Klärung der Sache nach Südfrankreich zu fahren und, falls alle Stricke reißen, dort zu bleiben und ein neues Leben anzufangen. Maggy hatte die Trennung akzeptiert, bot sich aber an, mit nach Frankreich zu fahren und dann mein Auto alleine zurückzubringen und abzumelden, falls ich dortblieb.

Und das war mein Fehler: In meiner Vertrauensseligkeit, die ich heute als spezifische Form der Dummheit bezeichnen würde, sagte ich zu. Und statt unterwegs bei Anne in der Nähe von Genf Halt zu machen, der Anne, der ich zu meiner Schande nur eine einzige Karte aus Südamerika geschrieben hatte und die mich gerne getroffen hätte, bin ich mit Maggy über 10 Stunden in einer Tour bis nach Nizza gefahren, wo wir in einem der Gartenhäuschen von Pavel und Clara Thalmann am Berghang über der Stadt wohnen konnten. Ich war dort immer willkommen.

Aber dabei ist mein Sohn Oliver entstanden, denn Maggy hatte ohne mein Wissen die Pille abgesetzt. Vielleicht wollte sie, falls ich wegblieb, etwas von mir behalten, wenn sie, wie sie angab, als Feministin in eine Frauen WG zog?



Bei Pavel und Clara Thalmann in den Bergen über Nizza.

Nach meinem Geburtstag und dem Hinweis aus meiner WG, dass sich das Kreiswehrersatzamt nicht mehr gemeldet hatte, sind Maggy und ich zurück nach Heidelberg gefahren - wieder vorbei an Brenthonne, dem kleinen Ort zwischen Genf und Thonon, wo Anne damals noch wohnte. Ich hätte gerne dort Halt gemacht und Anne getroffen. Mit Maggy im Auto wäre das nicht gegangen. Schade! Denn ich mochte Anne mehr als Maggy, auch wenn sie jetzt auf der Fahrt ganz ungewohnt friedlich war.

Ich hätte nach meinem Referendariat in einer Mannheimer Schule eine Lehrerstelle in einem Gymnasium in Heilbronn antreten können. Die Stellen waren damals rar. Es gab Lehrerarbeitslosigkeit, weswegen ja auch Päd-Aktiv, die „Lehrerselbsthilfe“, gegründet worden war. Ich zögerte, da ich lieber Filme machen wollte, Menschen befragen, die auf einem Gebiet

Experten sind, alles aufschreiben und mit Bildern versehen. Lieber unabhängig bleiben! Ein Umzug nach Heilbronn hätte mich vielleicht vor Maggys Aufdringlichkeit gerettet. Ich zog aber eine Arbeit im Filmstudio-Weineck in Ziegelhausen, einem Heidelberger Stadtteil, vor. Meine Bestimmung sah ich damals im Filmemachen, das mir erlauben würde, bald selbst Themen auszuwählen und zu bearbeiten.

Aber dann brach das Unglück mit voller Wucht über mich herein. Maggy war durch meinen Leichtsinn in Nizza bei Pavel und Clara Thalmann, wo wir alleine in einer Gartenhütte wohnten, schwanger geworden. Sie versicherte mir, das ginge mich nichts an, denn sie wolle in einer Frauen-Wohngemeinschaft leben und dort mit anderen Frauen zusammen das Kind großziehen. Sie brauche mich nicht! Frauen gemeinsam seien stark, auch ohne Männer.

Konnte man ihr glauben? Sollte ich einen Vorschuss an Vertrauen geben, wie ich es gewohnt war – und wie es bisher immer gut gegangen war? Die meisten Menschen sind vertrauenswürdig, jedenfalls war es damals noch so. Und heute, wo ich dies aufschreibe, weiß ich, dass ich, wie so viele Deutsche, die in der Nachkriegszeit aufgewachsen sind, die Intuition für ein Zusammenleben mit Menschen wie Maggy nicht hatte. Sie entschied von Fall zu Fall, ob sie starke Feministin war, Mitleid von Männern in Anspruch nahm, Worte von gestern gelten ließ oder verleugnete, logisch dachte oder ihren Gefühlen freien Lauf ließ. Mich verwirrte sowas.

Erst viel später ist mir aufgefallen, dass es eine Methode von Machtausübung gibt, die darin besteht, sich als „Opfer“ darzustellen – und bisweilen irgend einen „Ismus“ zur Verstärkung zu benutzen. Bei ihr war es der „Feminismus“, den ich immer positiv bewertet hatte. Denn Macho-Gehabe fand ich abstoßend, die Gleichberechtigung von Mann und Frau positiv. Und ich sehe heute, viele Jahre später, wie es Menschen verwirrt, wenn sich heimtückische Leute als etwas ausgeben, das sie nicht wirklich sind: als in Not geratene Enkel, als Polizisten, als Bankangestellte oder was auch immer, um an hart ersparte Geldreserven zu kommen. Viele Deutsche haben nicht die Intuition für die komplizierte Welt von heute. Sie müssten die Intuition für die neue Umgebung vielleicht in der Volkshochschule oder in speziellen Kursen nachlernen und trainieren, fast so wie autistische Menschen, die sich mühsam die Regeln zusammenstellen, welche in der Lebenswelt der „Normalen“ gelten. In diktatorisch regierten Ländern, in korrupten Umgebungen, in Gegenden, in denen Clans und mafiose Gruppen regieren, lernt man von

Kindesbeinen an, dass man Worten nicht trauen kann, wenn Macht und Gewalt etwas anderes ausdrücken als das Gesagte, und dass man zwischen den Worten immer wieder abwägen muss, ob sie stimmen. Diese Form der Intuition hatte man im Laufe der Zeit z.B. bei den CEOs großer Firmen gelernt, die in korrupte Ländern investieren, sich dann aber notgedrungen dort anpassen... Das konnte auch mal schiefgehen, wie man am Beispiel von Siemens gesehen hat, einer Weltfirma, die sich allerdings wieder rehabilitieren konnte und heute Korruption bekämpft. Auch Volkswagen und andere Firmen sind zeitweise auf Tricksereien verfallen, wie man am Dieselskandal sehen konnte. Diese Art der Intuition, die in „failed states“ überlebenswichtig ist, scheint heute leider für viele wichtig geworden – auch bei uns im Westen, wo eingespielte Vertrauensverhältnisse infrage gestellt werden und neue sich erst noch bilden müssen. Sie passt aber nicht zu uns!

Das Kind kam im Herbst 1980 auf die Welt, ein Junge. Aber das mit der Frauensolidarität hielt nicht lange, denn die drei anderen Frauen hielten es mit Maggy nicht aus und warfen sie aus der WG. Was tun? In aller Eile mietete ich eine Wohnung in der Rohrbacherstrasse an – unter der Vorgabe, wir seien ein Paar mit Kind. Aber schon nach Kurzem erging es mir so wie den drei WG-Genossinnen. Ich hielt es mit ihr nicht aus. Sie rauchte Kette, nutzte das Kind als Geisel, um mich zu diesem und jenem zu zwingen – oder willkürlich in theatralische Vorwurfsgreien zu verfallen, deren Ursache oder Sinn ich meist nicht verstand. Vermutlich waren das schon damals die ersten Anzeichen einer beginnenden Schizophrenie. Einmal drohte sie, vom Balkon im vierten Stock mit dem Kind in den Hof zu springen. Ich schnappte mir den Jungen und fuhr noch in der Nacht zu meinen Eltern nach Freudenberg, wo ich immer noch ein Zimmer hatte. Ein andermal – oder besser: Einige Male konnte ich ihre Anfälle nur so



beenden, dass ich mit dem Auto in den Wald fuhr und dort übernachtete. Es schien so, dass die Erpressungsversuche oder schubweisen Anfälle nur dann auftraten, wenn ich greifbar war. Das konnte ich niemandem erzählen. Ich wäre vor Scham im Boden versunken. Gerade noch die Welt verändern: „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt!“ herumbrüllen - und dann sackt dich eine kleine hysterische Frau einfach mal so nebenbei ein! Das Kind hatte ihr die Macht dazu geliefert. Sobald ich in der Nähe war - und sie in dem Moment einen dieser seltsamen Anfälle bekam, konnte man sie nicht mehr bremsen. In anderen Momenten war sie wieder ganz normal und man konnte ruhig mit ihr reden. Jedoch: Sie hatte mich zum Objekt ihrer Ausraster erwählt – und nutzte nun das Kind, um mich bei der Stange zu halten.

Ich war oft ratlos, wenn sie sich selbst vor den Augen des Kindes auf den Boden warf, den Kopf absichtlich und mehrfach irgendwo anstieß und wild losschrie. Der kleine Junge kackte vor Panik auf den Boden. Das störte sie in dem Moment nicht.

Erst wenn ich wegging, als Objekt für irgendeine Projektion nicht mehr zur Verfügung stand, das fiel mir später auf, beruhigte sie sich wieder und ging auch wieder liebevoll mit dem Kind um.

Ich war ihr nicht gewachsen, das merkte ich bald. Sie hätte professionelle Hilfe gebraucht. Wenn wir unter fremden Menschen waren, konnte sie meist ganz normal auftreten, vor allem wenn es um demonstrative „Frauensolidarität“ ging – und ich wollte sie ja auch nirgends anschwärzen. Ich wusste einfach nicht, wie man mit dieser Frau umgehen konnte. Sie flog immer wieder aus Wohnungen raus – und ich musste eine neue Wohnung suchen unter der Vorgabe, wir seien ein Paar.

Wieso hatte sie mich ausgewählt? Weil sie irgendeine Schwäche bei mir erkannt hatte? War es diese Schwäche, die mich skeptisch werden ließ, wenn ich an den Lehrerberuf dachte? Und wieso hatte sie ein Kind von mir gewollt? Sie sah damals gut aus. Aber Sex hatten wir kaum, dafür war die Stimmung meist zu vorwurfsvoll oder zu explosiv. Einmal meinte sie zu mir, sie mache das nur, weil oder wenn ich mich um den Jungen kümmere. Wer will unter diesen Bedingungen noch was mit einer Frau haben, vor allem, wenn sie dir gerade noch eine Unverschämtheit an den Kopf geknallt hat. Was ihr an Peinlichkeiten und verletzenden Worten in den Kopf kam, ging sofort nach draußen, zunehmend auch in Begleitung von Freunden oder Fremden. Es machte ihr geradezu Spaß, mich vor Fremden bloßzustellen.

Irgend eine Schwäche fand oder erfand sie immer – und breitete sie genüsslich vor aller Augen aus.

Einmal besuchten sie meine Eltern, die von meinem Bruder nach Heidelberg gefahren wurden, da sie selbst kein Auto besaßen. Noch im Treppenhaus schrie sie von oben runter, sie sollten bloß abhauen. Meine Eltern waren geschockt, denn sie hatten sich angekündigt und alles schien klar zu sein. Auch Maggy wollte ja gerade noch meine Eltern treffen. Und dann der Schock-Moment, die Peinlichkeit vor aller Augen, denn im Treppenhaus konnte jeder alles mithören. Ich wusste, dass die Türen Ohren haben. Ein andermal, als ich das Kind gegen ihren Willen in den Kindergarten brachte – sie wollte an dem Tag nicht alleine sein –, hat sie sich irgendwie verletzt und Blut auf die Treppenstufen tropfen lassen, sodass andere denken könnten, sie würde geschlagen.

Ich schlug nie zurück, wenn sie mal auf mich einschlug, weil ich ihr nicht zuhörte und mit dem Sohn sprach. Sie war ein Fliegengewicht und konnte mir körperlich nicht richtig weh tun. Ich zitiere die Reaktion meines Sohnes, auf ihr Verhalten der gerade drei Jahre alt war aus meinem Tagebuch: „Ich will dich hauen. Du bist kaputt. Ich mach dich kaputt!“ Er hört ihr, als sie versöhnlich mit ihm alleine reden will, nicht zu, ruft nur immer: „Kaputt, kaputt!“ Maggy kommt danach weinend in die Küche und beruhigt sich lange nicht. Erst nachdem ich ihm aus einem Bilderbuch vorlese, beruhigt mein Sohn sich und ist bereit, seiner Mutter wieder zuzuhören, die uns die ganze Zeit über ihre Tränen aufdrängt. Allerdings findet er sich selbst jetzt „böse“ und „frech“, „schlimm“. Am nächsten Morgen höre ich ihn lange im Halbschlaf oder in einem Traum vor sich hin reden. Wir gehen tags darauf auf den „Heidelberger Herbst“, wo er mit seinem Rutschauto zwischen den Leuten herum rast. Der Abstand zu Maggy tat uns beiden gut.

Weg von hier: England.

Das Schreiben eines Tagebuchs kann das Leben erleichtern, indem ein stiller Dialog mit einer inneren Instanz entsteht, der Abstand zu den Problemen des Alltags schafft. „Liebes Tagebuch...“ usw. Aber wenn ich meine Aufzeichnungen mit Abstand betrachte, dann sehe ich nur die negativen Seiten meines früheren Lebens. Keine fröhlichen Erlebnisse, keine angenehme Kurzzeitbeziehung, keine netten Gespräche oder Diskussionen, kein lehrreiches Buch, kein packender Roman.

Vor allem nach 1980, ab dem zwanghaften Zusammensein mit Maggy, d.h. seit sie aus ihrer Frauen-WG rausgeschmissen wurde und ich auf die Schnelle unter der Vorgabe, wir seien ein Paar, eine Wohnung in der Rohrbacherstraße gemietet hatte.

Ich hatte nach meinem Referendariat, das ich trotz ihrer vielen Alltagsdramen geschafft hatte, das Angebot einer Lehrerstelle in Heilbronn auch deshalb abgelehnt, weil ich für Maggy keine Anlaufstelle schaffen wollte, kein „Nest“ bauen oder irgendetwas Familienähnliches vorspielen. Ich war ja in dem Alter, in dem das möglich gewesen wäre: Eine Wohnung kaufen, sparen oder ein kleines Haus. Auf keinen Fall!

Nicht nur ihr Kettenrauchen stieß mich (als Nichtraucher) ab, sie hatte auch nichts, für das sie sich einsetzte, seit sie ihr Studium hingeschmissen hatte. Worüber sollte man reden mit jemandem, der nur um sich kreist, seine Gedanken nur um sprunghaft aufkommende Gefühle herum laufen lässt, ohne Weitblick, ohne eigene Idee von sich und der Welt. Ihr griff zum „Feminismus“ schien mir nur eine vage Begründung für eine Opferrolle zu sein, in die sie durch die böse Welt gedrängt worden sei. Meine frühere Freundin Bettina setzte sich für Frauenrechte ein, sie tat was für ihre Ideen, war aktiv, gründete einen Frauenbuchladen und sprühte macho-kritische Sprüche an irgendwelche Wände der Stadt. Unserem Liebesleben hatte das nicht im Geringsten geschadet. Bei Maggy dagegen gab es nur Nähe, wenn sie Angst hatte, mich ganz zu verlieren.

Und so pendelte unser Leben dahin zwischen Abstoßung und Anziehung (vor allem wegen des Kindes).

Um dem ein Endes zu setzen, wollte ich nur noch weg von hier, weg aus dieser Stadt. Meine Versuche, dem Jugendamt in Heidelberg klar zu machen, dass es für unseren Sohn besser sei, wenn ich als Vater die Verantwortung für ihn übernehme, scheiterten regelmäßig. Ich hätte mit ihm Heidelberg verlassen können, mit einer Frau, die mich mochte, nach Berlin ziehen oder nach Australien, wo meine Schulfreundin Ursel wohnte, mit der ich Briefkontakt hielt.

Wie ich dann auf England kam, das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bewarb ich mich 1982 als Assistant Teacher an einer Schule bei Reading, nahe London, und bekam sofort eine Zusage. Vielleicht würde der Abstand unsere Beziehung normalisieren.

Mir gefiel es in Reading. Es war ein angenehmer Job mit disziplinierten Schülern und netten Kollegen. Aber ich merkte schnell, dass ich immer